



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2018

---

## **Erzählen am und vom Lebensende: zur Einleitung**

Peng-Keller, Simon ; Mauz, Andreas

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-162179>

Book Section

Accepted Version

Originally published at:

Peng-Keller, Simon; Mauz, Andreas (2018). Erzählen am und vom Lebensende: zur Einleitung. In: Peng-Keller, Simon; Mauz, Andreas. Sterbenarrative: hermeneutische Erkundungen des Erzählens am und vom Lebensende. Berlin: Walter de Gruyter, 1-15.

## Erzählen am und vom Lebensende. Zur Einleitung

Simon Peng-Keller und Andreas Mauz

### 1. Konzeptionelle Überlegungen: Sterbenarrative und Sterbeerzählungen

Eine Klärung des Potentials, das der Rede von „Sterbenarrativen“ innewohnt, wird sich zu einer signifikanten Spannung zu verhalten haben, die den Begriff des „Narrativs“ auch jenseits des Kontextes des Erzählens am und vom Lebensende auszeichnet. Vor allem im Umkreis der neueren kulturwissenschaftlichen Forschung lässt sich beobachten, dass Narrative in zumindest zwei Weisen zur Sprache kommen: Einerseits dient der Begriff zur Bezeichnung *bestimmter* Erzähltexte (und stellt insofern ein Synonym zu „Narration“, „Erzählung“ oder „Geschichte“ dar)<sup>1</sup>; andererseits verweist die Rede von Narrativen oft auch auf die tiefere Dimension von *Erzählmustern*, *-schemata* oder *-stoffen*, die sich in konkreten Erzähltexten oder anderen kulturellen (Erzähl-)Phänomenen vielfältig manifestieren.<sup>2</sup> Unser Versuch, das „Sterbenarrativ“ als deskriptive und kritische Kategorie im Forschungsdiskurs zu etablieren, muss diesem Doppelsinn Rechnung tragen. Der Aufbau einer spezifischen Terminologie, die den Grundbegriff des „Sterbenarrativs“ entfaltet, wird darüber hinaus aber auch dem engeren Wortfeld nachgehen müssen, insbesondere dem verwandten Begriff der „Sterbeerzählung“.

Unser Vorschlag geht, kurz gesagt, dahin, den zu beobachtenden Doppelsinn der Rede von „Sterbenarrativen“ möglichst zu vermeiden und den Begriff gerade durch eine gezielte Unterscheidung vom dem der „Sterbeerzählung“ präziser zu fassen. Letzterer wäre zu reservieren für das unüberschaubare Feld *manifest* Erzähltexte, die so oder anders vom Sterben handeln; ersterer – das „Sterbenarrativ“ – diene damit ausschließlich zur Bezeichnung der Erzählmuster, die Sterbeerzählungen in ihrer Grundstruktur bestimmen, allenfalls aber auch in ihrer kleinteiligeren Anlage.<sup>3</sup>

Um die Differenz wie Bezogenheit beider Begriffe anhand eines Beispiel knapp zu erläutern: Der Filmemacher Luis Buñuel (1900–1983) imaginiert in seinen autobiographischen Aufzeichnungen (1982), wie es wäre, vor seinem „letzten Seufzer“ einen „letzten Scherz“ zu machen, nämlich trotz seines Bekenntnisses zum Atheismus und im Beisein seiner ihrerseits atheistischen Freunde auf dem Sterbebett überraschend das katholische Sterbesakrament zu empfangen und als „guter Christ“ ruhig zu sterben.<sup>4</sup> Die

---

<sup>1</sup> In diesem Sinne wird der Begriff im vorliegenden Band beispielsweise von Heike Gudat (XXX–XXX) verwendet, wobei sie auch Piercings und Tattoos als Narrative betrachtet, insofern diese von wichtigen Lebensereignissen ‚erzählen‘. Für den zweiten Sinn verwendet Gudat die Begriffe „Erzählmuster“ und „Storylines“.

<sup>2</sup> Man vergleiche etwa die Rede vom „Narrativ der Säkularisierung“ oder „Aufklärung“ oder die Wahrnehmung der „Krise“ als „Narrativ der Moderne“. Albrecht Koschorke, Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie (Frankfurt a/M: S. Fischer, 2012), 258ff.; Uta Fenske, Hg., Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne (Bielefeld: Transcript, 2013). Für eine ausführliche Explikation des Narrativ-Begriffs: Norman Ächtler, Was ist ein Narrativ? Begriffsgeschichtliche Überlegungen anlässlich der aktuellen Europa-Debatte, in: KulturPoetik 14/2 (2014), 244–268.

<sup>3</sup> Zur korrelativen Bestimmung beider Begriffe ausführlich der Beitrag von Andreas Mauz (XXX–XXX). Man vergleiche aber auch die verwandten begriffsstrategischen Überlegungen Michael Coors' (XXX–XXX).

<sup>4</sup> Vgl. Luis Buñuel, Mein letzter Seufzer. Erinnerungen (Frankfurt a/M: Ullstein, 1985), 249.

wenigen Zeilen dieser Darstellung lassen sich einerseits als prospektive autobiographische Sterbeerzählung beschreiben (genauer noch: als Sterbeerzählung im *engeren* Sinn, weil die Darstellung zeitlich wie räumlich exklusiv auf die Sterbeszene selbst fokussiert bleibt). Andererseits lässt sich behaupten, Buñuels Erzählung realisiere nicht nur *ein* Sterbenarrativ, sondern *mehrere* zugleich, nämlich (1.) das Narrativ einer Konversion *in extremis*, das sich seinerseits (2.) als eine Ausprägung des allgemeineren Narrativs einer Virulenz des Religiösen am Lebensende ausnimmt. Dieses wiederum erscheint hier (3.) noch einmal fundiert im vielleicht basalsten Narrativ überhaupt: dem einer biographischen Kontinuität bzw. Diskontinuität am Lebensende, einem Sterben, das dem früheren Leben „gemäß“ ist bzw. gerade nicht.<sup>5</sup>

Das Beispiel deutet nicht nur an, wie sich das Verhältnis beider Grundbegriffe darstellt. Es zeigt auch, dass diese jeweils intern weiter ausdifferenziert werden müssen und können. Und schließlich lässt die beispielhafte Entfaltung auch erahnen, dass beide Begriffe, obwohl ein Paar bildend, prinzipiell verschiedene Phänomenbereiche adressieren: Während sich Sterbeerzählungen auch im engsten Horizont immanent operierender Textbeschreibungen (oder -analysen) als solche erkennen lassen, fallen Aussagen über die Sterbenarrative notwendigerweise in das Register höherstufiger Textinterpretationen. Sie überschreiten die Schwelle des Einzeltextes und schließen, um in ihrem virtuellen Charakter überhaupt plausibel zu sein, immer andere Texte und kontextuelle Daten ein. Die Zuschreibung des Sterbenarrativ-Begriffs (bzw. eines bestimmten Sterbenarrativs) wird daher immer strittiger sein als der der Sterbeerzählung.

Einige Aspekte, die uns in Verbindung mit dem genannten Begriffspaar, aber auch unabhängig von ihm, wichtig zu sein scheinen, seien noch ausdrücklich benannt: Sterbeerzählungen stammen entweder vom/von der Betroffenen selbst (Selbstbericht) oder von einem Beobachter (Fremdbericht), sei dieser ein Angehöriger, eine Freundin oder ein professioneller Helfer. Sterbeerzählungen und – damit – auch Sterbenarrative liegen in unterschiedlichen Medien vor, sei es schriftlich, mündlich oder audiovisuell. Sie kennen unterschiedliche Grade der Öffentlichkeit und Verbreitung – und folgen entsprechend unterschiedlichen Mustern „biographischer Kommunikation“<sup>6</sup>.

Wir vermuten, dass sich Sterbeerzählungen und -narrative vor allem im Fall von Selbstberichten u.a. durch die folgenden Momente charakterisieren lassen: (1.) die plötzliche Konfrontation mit dem Lebensende als besondere Gestalt der *peripeteia*; (2.) die erzählerische Suche nach der Kohärenz und Essenz der zu Ende gehenden Lebensgeschichte einerseits (3.) und ihrem Ziel- und Endpunkt andererseits; (4.) der selbsttherapeutische Versuch, erzählend mit sich und seinem Leben ins Reine zu kommen und Fehler und Versäumnisse in Form einer narrativen Konfession zu verarbeiten; (5.) die erzählende Verarbeitung von krankheitsbedingtem Kontrollverlust, leibseelischem Schmerz und unvertrauten Erfahrungen; (6.) erzählerische Formen des Sich-Verabschiedens, des Vermächtnisses und der Verewigung des gelebten Lebens.

## 2. Bedeutung unterschiedlicher Erzählformen und Erzähltypen

---

<sup>5</sup> Für eine ausführliche Diskussion des Beispiels vgl. den Beitrag von Andreas Mauz, XXX–XXX.

<sup>6</sup> Michael Corsten, Biographie zwischen sozialer Funktion und sozialer Praxis, in: Christian Klein, Hg., Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien (Stuttgart: Metzler, 2009), 95–102, 96,

Sterbeerzählungen können u.a. vor dem Hintergrund der aktuellen Forschung zu Krankheit und Erzählung nach typischen Formen untersucht werden.<sup>7</sup> Um einer einseitigen „Beispieldiät“ (Wittgenstein) entgegenzuwirken, kommt im vorliegenden Band ein breites Formenspektrum zur Sprache. Dieses wird etwa mit den folgenden Leitfragen konfrontiert:

- Inwieweit folgen die Erzählungen gemeinsamen und konventionellen Grundstrukturen (einer Tiefengrammatik oder eben einem oder mehreren Narrativen), oder weichen sie von solchen ab?
- Sind gewisse Schemata spezifisch für gewisse Quellentypen?
- Welche erzählerischen Komplikationen ergeben sich aus den Besonderheiten von Sterbeprozessen, und wie werden sie reflektiert und gelöst (z.B. durch den Wechsel von Analepsis und Prolepsis, von Erzählung und Beschreibung etc.)?
- Wie verhalten sich insbesondere Erzählzeit und erzählte Zeit zueinander? Wie viele Seiten nimmt die Darstellung eines bestimmten Sterbeprozesses in Anspruch (bzw. in welchem Tempo wird er erzählt)?
- Welchen Intentionen folgen die Narrative bzw. Erzählungen?
- Wie verhält es sich mit (markierten oder unmarkierten) intertextuellen Verweisen auf andere Sterbeerzählungen bzw. -narrative?
- Wie verhalten sich verschiedene Darstellungen eines und desselben Sterbeprozesses zueinander?

Stilbildend für das Erzählen in Todesnähe ist nach unserer Vermutung die Suche nach narrativer Einheit einer Lebensgeschichte, der Konkordanz in der Vielfalt dissonanter Ereignisse und auseinanderlaufender Lebensfäden. Aufgrund der gesichteten Literatur zeigt sich eine Vielfalt narrativer ‚Lösungen‘ und Erzählstile: tragische und harmonisierende, lineare und polyphone etc. Auch die erzählerisch bedeutsame Frage nach dem End- oder Zielpunkt einer Lebensgeschichte, der in die Zukunft, aber auch in die Gegenwart gelegt werden kann, lässt verschiedene Antworten zu. So kann das Lebensende als Erfüllung, Abbruch, Abschluss oder Übergang erlebt und erzählt werden.<sup>8</sup> Eine besondere erzählerische Komplikation ergibt sich daraus, dass sich Sterbeerzählungen *per definitionem* dadurch auszeichnen, dass sie zwar ihr Ende vorausahnen und vorwegnehmen können, die Finalphase des Sterbens sich jedoch zumindest dem schriftlichen Erzählen entzieht. Hier kann zum einen ein mündliches Erzählen einspringen, durch das Sterbende berichten, was sie erleben (in unserer Forschungen begegnete uns dies u.a. in Gestalt narrativ strukturierter Berichte von visionärem Erleben)<sup>9</sup>. Zum anderen kann die finale Erzählung von fremder Hand nachgereicht werden: in Gestalt von Vor- und Nachworten, die den postum publizierten Memoraten beigefügt werden (ein bekanntes Beispiel dafür ist Max Frischs Totenrede, die als Anhang zu Peter Nolls *Diktate[n] über*

---

<sup>7</sup> Vgl. aus der Fülle neuerer Literatur exemplarisch: Stephanie Bölts, *Krankheiten und Textgattungen: gattungsspezifisches Wissen in Literatur und Medizin um 1800* (Berlin: de Gruyter, 2016); Franziska Gyga und Miriam A. Locher, Hg., *Narrative matters in medical contexts across disciplines* (Amsterdam: Benjamins, 2015); Rudolf Käser und Beate Schappach, Hg., *Krank geschrieben. Gesundheit und Krankheit im Diskursfeld von Literatur, Geschlecht und Medizin* (Bielefeld: Transcript, 2014). Vgl. in unserem Band insbesondere die Beiträge von Heike Gudat (XXX-XXX) und Walter Bruchhausen (XXX-XXX).

<sup>8</sup> Allan Kellehear, *The Inner Life of the Dying Person* (New York: Columbia University Press, 2014); Frank Kermode, *The Sense of an ending. Studies in the Theory of Fiction* (Oxford: OUP, 1966).

<sup>9</sup> Vgl. Simon Peng-Keller, *Sinnereignisse in Todesnähe. Traum- und Wachvisionen Sterbender und Nahtoderfahrungen im Horizont von Spiritual Care* (Berlin: de Gruyter, 2017).

*Sterben und Tod* publiziert wurde)<sup>10</sup>. Dass faktuale Sterbeerzählungen oft und naturgemäß den Charakter von Fragmenten aufweisen, verdient diesbezüglich einer besonderen Beachtung. So beginnt Gerda Lerner ihren Bericht über das Sterben ihres Mannes mit der Bemerkung: „Dieses Buch ist ein Fragment, das aus Fragmenten besteht.“<sup>11</sup> Sterbeerzählungen, die von Hinterbliebenen oder professionellen Helferinnen und Helfern verfasst werden, tragen, so vermuten wir, deutlich andere Züge, obwohl sie von derselben *peripeteia* ausgehen. Für sie dürfte eine Abgeschlossenheit charakteristisch sein, die stärker zur trauernden Vergegenwärtigung des Entschwundenen Anlass gibt. Christian Hart Nibbrig umschreibt diese mit Blick auf fiktionale Erzählungen prägnant: „Noch war jemand da, schon ist er weg, und in seinem Wegsein da, ganz, wie sonst nie. Der Tod ist der Meißel der Totalität.“<sup>12</sup> In Anknüpfung an unsere Untersuchungen zum imaginativen Erleben am Lebensende interessiert uns insbesondere auch, welche Rollen Metaphern in den zu analysierenden Erzählungen erfüllen bzw. das Verhältnis von narrativer und metaphorischer bzw. symbolischer Kommunikation in Todesnähe. Diesen Sprachmodi ist Rechnung zu tragen, weil sie u.U. innerhalb von Erzählungen auf *Grenzen* des Erzählbaren hinweisen. Denn diese Grenzen sind ohnehin zu bedenken: Was entzieht sich in der Extremsituation des nahenden Lebensendes der Erzählbarkeit, was widersetzt sich nachhaltig einer narrativen Integration zu einer „schlüssigen Geschichte“ – oder führt zu einer Narrativität anderer Art?

### 3. Zur Methodik

Das Projekt war von der Intention geleitet, eine narratologisch profilierte Hermeneutik zu entwickeln, welche die spirituelle und ethische Bedeutung von Sterbeerzählungen und -narrativen kenntlich zu machen vermag. „Hermeneutisch“ ist die angezielte Forschung in einem dreifachen Sinn, einem *anthropologischen*, *theologischen* und einem *methodischen*. Im Anschluss an die entsprechenden philosophischen und theologischen Denktraditionen verstehen wir den Menschen als Wesen, dem es gleichermaßen als Möglichkeit wie als Aufgabe gegeben ist, die Welt und insbesondere auch *sich selbst* zu verstehen. Da dieses Selbstverstehen immer eines ist, das sich im (Nicht-)Verstanden-Werden durch *andere* vollzieht, stellt sich fundamental die Frage nach den kommunikativen Modalitäten dieses Selbstverstehens. Im Anschluss an bestimmte Stränge der Theoriebildung (Paul Ricœur, Alasdair MacIntyre u.a.) kommt dabei zentral die Praxis des *Erzählens* in den Blick: das Selbstverstehen im Kollektiv durch den Aufbau vielfach verstrickter Lebensgeschichten.<sup>13</sup> Die Rede von einem „hermeneutischen“ Zugang verweist mithin auf einen theologischen und lebenshermeneutischen Denkhorizont, der nicht nur, aber insbesondere in Modellen narrativer Identitätstheorie konkret wird.

<sup>10</sup> Peter Noll, Diktate über Sterben und Tod. Mit der Totenrede von Max Frisch (2004) (München: Piper, 2009).

<sup>11</sup> Gerda Lerner, *Ein eigener Tod* (Frankfurt a.M.: Campus, 1993), 7.

<sup>12</sup> Christiaan Hart Nibbrig, *Ästhetik der letzten Dinge* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989), 10.

<sup>13</sup> Vgl. u.a. Dieter Thomä, *Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem* (Frankfurt a/M: Suhrkamp, 2007); Michael G. W. Bamberg, *Selves and identities in narrative and discourse* (Amsterdam: Benjamins, 2007). Vgl. neuerdings und mit einem Akzent auf bio- und medizinethischen Aspekten auch Hille Hakers Appell für die Arbeit an einer „Critical Hermeneutics of Illness and Dying“. Vgl. dies., *Beyond 'The Anticipatory Corpse' – Future Perspectives for Bioethics*, in: *Journal of Medicine and Philosophy* 41 (2016), 597–620.

Darüber hinaus bezeichnet die Rede von „Hermeneutik“ aber auch einen methodischen Grundzug der Untersuchung: Ihr Vollzug sollte sich mit einer permanenten Reflexion auf die Eigenart und Legitimität der Begrifflichkeiten, Argumentationsmuster, Schemata etc. verbinden, die die Untersuchung konstituieren und voranbringen. Der Fokus sollte ebenso auf dem interpretierten Gegenstand liegen wie auf dem vielfältigen Interpretationshandeln, das sich mit diesem verbindet.

Aufgrund der Konzentration auf Erzählphänomene konnte dieses methodisch-hermeneutische Profil konkret werden in der Bezugnahme auf die *Erzähltheorie* bzw. *Narratologie*. Insbesondere die Leistungsfähigkeit der literaturwissenschaftlichen Narratologie sollte kenntlich werden – und zwar ebenso in ihrer textanalytischen Variante in der Tradition des Strukturalismus wie in Gestalt neuerer kognitivistischer Ansätze.<sup>14</sup> Dies scheint fällig, da in der vorliegenden Forschung oft eher holistisch von „Erzählung“, „Geschichte“, „erzählen“ etc. die Rede ist und das Differenzierungspotenzial jener Theoriebildungen nicht ausgeschöpft wird.

#### 4. Die Wortfeldsemantik als Bezugstheorie zur Untersuchung von Sterbenarrativen

Unabhängig von den vielfältigen Aspekten, die für den höchst individuellen psychophysischen Vorgang des Sterbens relevant werden können, steht der basale Sachverhalt, dass es sich beim Sterben eben darum handelt: um einem mehrstufigen *Vorgang*, einen *Prozess*, der eine bestimmte Verlaufslogik aufweist. Sei es in prospektiver Erwartung oder in retrospektiver Beschreibung: Die Rede vom Sterben bezeichnet als summarische Kategorie eine recht komplexe Reihe von Handlungen und/oder Ereignissen, die auf- und auseinander folgen.<sup>15</sup>

Wenn der vorliegende Band nun nicht nur den Eigenarten manifester Erzählungen vom Sterben fragt (nach Sterbeerzählungen), sondern auch nach den allgemeineren Mustern, die diese in ihren Grundstrukturen bestimmen (nach Sterbenarrativen), so mag es aufschlussreich sein, probenhalber auch eine linguistische Perspektive einzubeziehen.<sup>16</sup> Was instruktiv sein dürfte, ist, genauer gesagt, eine Einlassung auf die linguistische *Semantik* in Gestalt der *Wortfeldforschung*.<sup>17</sup> Denn die vielfältigen Eigenheiten von

---

<sup>14</sup> Vgl. Etwa David Herman u.a., Hg., *Narrative Theory: Core Concepts and Critical Debates* (Columbus: Ohio State University Press, 2012); Greta Olson (Hg.), *Current trends in narratology* (Berlin: De Gruyter, 2011).

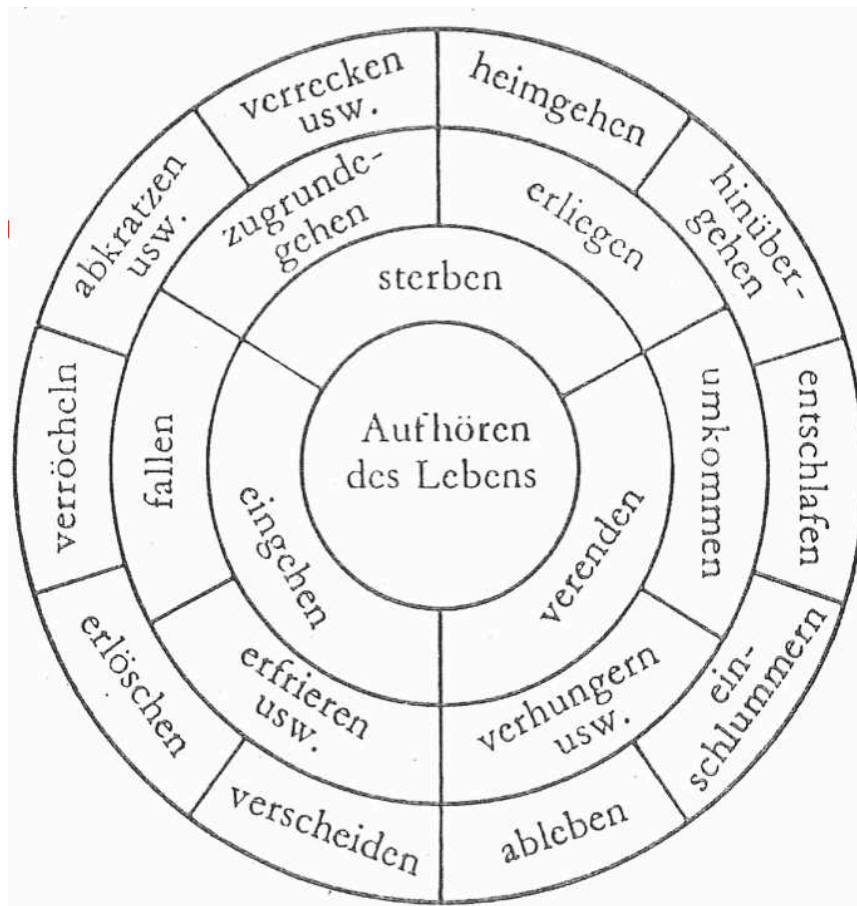
<sup>15</sup> Vgl. einführend etwa: Hubert J. Bardenheuer, Abläufe und Phasen des Sterbens, in: Michael Anderheiden und Wolfgang U. Eckart, Hg., *Handbuch Sterben und Menschenwürde*, Bd. 1 (Berlin, de Gruyter, 2012), 421–426. Die Rede von einer „komplexen Reihe von Handlungen und/oder Ereignissen“ erschließt sich insbesondere auch im Kontrast zur vergleichsweise einfachen und ‚kompakten‘ Phänomenalität der Handlung des Trinkens oder Türöffnens.

<sup>16</sup> Zu prüfen wäre, wie einer der Reviewer unseres Bandes zu Recht angemahnt hat, auch die Erschließungskraft eines semiotischen Zugangs zu den hier thematisierten Erzählphänomenen.

<sup>17</sup> „Ein *Wortfeld* ist eine Gruppe von Lexemen, die die folgenden Bedingungen erfüllen: die Lexeme gehören zu derselben grammatischen Kategorie; ihre Bedeutungen haben gemeinsame Bestandteile; zwischen ihnen bestehen klar definierte Bedeutungsbeziehungen; die Gruppe ist bezüglich dieser Beziehungen abgeschlossen.“ Sebastian Löbner, *Semantik. Eine Einführung* (Berlin: de Gruyter, 2003), 131 (Kursive im Original Fettdruck). Das Wortfeld „sterben“ fällt allerdings insofern nicht unter diese ausdrücklich als „relativ eng“ (ebd., 130) bezeichnete Bestimmung des Terminus, als es die beiden letztgenannten Kriterien nicht erfüllt. Anders als etwa die einschlägigen Exempla der Wochentage, der Verwandtschaftsbeziehungen oder auch des kontradiktorischen Wortpaares *wahr/falsch* weisen die Elemente des Wortfeldes „sterben“ keine „klar definierten“ und „abgeschlossenen“ Bedeutungsbeziehungen auf.

Sterbeprozessen bzw. die reflexive Modellierung derselben, zeigen sich auch in einem sehr breiten Vokabular zu ihrer Benennung. Das Verb „sterben“ kennt unzählige bedeutungsverwandte Alternativen, die insofern *keine* Synonyme, sondern *Hyponyme* sind (also Unterbegriffe des *Hyperonyms*/Überbegriffs „Sterben“), als dass sie über den bloßen Sachverhalt des Eintretens des Lebensendes hinaus verschiedenste weitere Informationen transportieren. Und zumindest einige dieser Informationen dürften in enger Verbindung zu eben jenen Mustern stehen, die auch umfangreichere erzählerische Thematisierungen des Lebensendes in ihren Grundstrukturen regulieren.

Thetisch formuliert: Die Lexeme, die das Wortfeld bilden, lassen sich vielleicht nicht in allen Fällen, aber doch in einigen auch als *maximal komprimierte Sterbenarrative* fassen – maximal, weil sie einen unter Umständen sehr langen, kleinteiligen und heterogenen Prozess auf einen einzigen Begriff bringen, weil sie eine Perspektive installieren, die diese Varietät summarisch als Einheit fasst. Diese These ist nun anhand von Leo Weisgerbers Hinweisen zum betreffenden Wortfeld näher zu entfalten. In Weisgerbers *Grundzüge[n] der inhaltbezogenen Grammatik* (41971) findet sich die folgende Darstellung:<sup>18</sup>



<sup>18</sup> Leo Weisgerber, *Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik*, 4. Aufl., Düsseldorf (Pädagogischer Verlag Schwann, 1971), 184. Weisgerber zieht „die sprachlich Fassung des Sterbens“ als besonders prägnantes Exempel für ein „mehrschichtiges Wortfeld“ heran (183). Dieser systematische Ort ebenso wie die generelle Fundierung seines Entwurfs in der energetischen Sprachauffassung Wilhelm von Humboldts sind im gegebenen Zusammenhang vernachlässigbar. Den Hinweis auf Weisgerbers Schema verdanken wir Kollegin Dr. Marina Iakushevich (Linguistik, Universität Paderborn).

Zunächst muss auffallen, dass Weisgerber *nicht* den Begriff „Sterben“ als verbale ‚Nullstufe‘ des Wortfeldes wählt, sondern „Aufhören des Lebens“. Das „Sterben“ lagert sich in einem ersten Kreis um dieses an, Seite an Seite mit dem „Eingehen“ und dem „Verenden“. Wenn man konzentrische Schemata dieser Art intuitiv als hierarchische Ordnungen wahrnimmt – als Darstellung, die vom allgemeinsten Innersten zu einer immer besonderen Äußeren führt –, so wird diese Intuition hier enttäuscht. Die auffällige Verschiebung vom „Sterben“ zum „Aufhören des Lebens“ wird von Weisgerber erstaunlicherweise auch nicht ausdrücklich kommentiert. Aus der Explikation seiner leitenden These, die deutsche Sprache lege „einen dreifachen gedanklichen Ring um das *sterben* [sic]“<sup>19</sup>, geht aber auch hervor, weshalb er das Wortfeld so betitelt:

In einem innersten [Ring] wird das menschliche *sterben* abgehoben von dem *verenden* des Tieres und dem *eingehen* der Pflanze. Das *sterben* selbst wird dann von zwei Seiten aus gefasst. Ein [zweiter] Ring von Wörtern stellt mehr den sachlichen Befund in den Vordergrund, die tatsächlichen Begleitumstände des *sterbens*. Das geht also von einem krankhaften *erliegen* über ein ungewöhnlicheres (gewaltsameres) *umkommen*, speziell in den Formen des *verhungerns*, *verdurstens*, *erstickens*, *ertrinkens*, *verbrennens*, *verblutens* usw. zu einem soldatischen *fallen* und einem elenden *zugrunde gehen*. Noch viel reicher als diese objektive Seite ist die subjektive ausgeprägt [= dritter Ring]: die gefühlsmäßige Einstellung zum Sterben, ein Tod im Urteil der Mitmenschen. Das führt von einem registrierenden *versterben* einerseits über ein verhüllendes *erblassen*, ein behutsames *einschlummern*, *entschlafen* zu einem tröstlichen *hinscheiden*, *hinübergehen*, einem, gläubig-hoffnungsfrohen *heimgehen*; andererseits über ein hartes *verscheiden*, ein endgültiges *erlöschen*, ein naturalistisches *verröcheln* bis zum drastischen *abkratzen* und trostlos-tierischen *verrecken*. (184f.)

Im argumentativen Kontext Weisgerbers steht, unabhängig vom Strukturierungsvorschlag der drei Ringe, zunächst auch die faktische Pluralität, der Reichtum der sprachlichen Ausdrucksmittel im Vordergrund. Der „beachtliche Vorrat von Möglichkeiten“ (183) wird regelrecht gefeiert. Das Wortfeld „Sterben“ gilt ihm als „eines der eindrucksvollsten Beispiele dafür, wie die Muttersprache ein vom Erfolg her ziemlich einheitliches Geschehen unter der Vielheit von Gesichtspunkten vor Augen stellt“ – einer Vielheit, die sich eben (nebst der basalen Ebene der Bezüge auf eine bestimmte Spezies) strukturieren lässt nach den „Mannigfaltigkeiten des Verlaufes selbst“ bzw. den „menschlichen Einstellungen“ zu diesen (184).

Im gegebenen Zusammenhang ist es allerdings notwendig, flankierend zu dieser Pluralität auch eine gegenläufige Tendenz zu betonen. Hält man sich die faktische Heterogenität von Sterbeprozessen vor Augen bzw. die interne Komplexität eines bestimmten Sterbens, so zeigt sich gerade die vereinheitlichende Tendenz jenes linguistischen „Vorrats“. Er umfasst durchaus ein reiches Angebot; von ihm Gebrauch zu machen, bedeutet aber, ein Sterben auf *eine* verbale Kurzformel zu bringen, es unter *einer* Hinsicht zu subsumieren. Dieses Sterben war ein „Erlöschen“, jenes ein „Ertrinken“, dieses ein „Heimgehen“, jenes ein „Verrecken“.

Genau diese vereinheitlichende und komplexitätsreduktive Subsumption gibt Anlass

---

<sup>19</sup> Weisgerber wählt bei den in Frage stehenden Verben konsequent die Kleinschreibung.



dazu, die Elemente des Wortfeldes auch als maximal komprimierte Sterbenarrative in Betracht zu ziehen. Am Beispiel des „soldatischen *fallen[s]*“ ausgeführt: Dieses verbale Angebot indiziert nicht nur die Tätigkeit, die ursächlich zum Ableben des betreffenden Menschen geführt hat (der militärische Kontext eines bewaffneten Konflikts); es hat – und dies durchaus nicht nur in historischem Sprachmaterial – eine Nähe zum „Heldentod“, zum selbstlosen Einsatz „für das Vaterland“, der die faktisch beschreibbaren Umstände des „Fallens“ gerade durch politische Ideologie verdrängt.

Die linguistische Semantik ist zumindest deshalb von Interesse, weil Weisgerber durch seine These vom „dreifachen sprachlichen Ring“, den das Wortfeld bildet, einen plausiblen Strukturierungsvorschlag macht. Diese Struktur lässt sich auch auf das Feld der Sterbenarrative übertragen. Auch diese können tendenziell *deskriptiv* sein, indem sie primär den „Mannigfaltigkeiten des Verlaufes“ eines Sterbens gelten; sie können aber auch *relational* sein, indem die „menschliche Einstellung“ zu einem Sterbeprozess im Vordergrund steht.<sup>20</sup> Diese Unterscheidungen im Sinn einer Arbeitshypothese zu prüfen, schließt nicht aus, dass es andere Weisen geben mag, die Kategorie des Sterbenarrativs intern auszudifferenzieren.<sup>21</sup> Das Beispiel des „Fallens“ zeigt zugleich an, wie kontextaffin jene – wie man sagen könnte – „Verbalnarrative“ sind, nicht anders natürlich als ihre umfangreicheren Varianten. Es mag sein, dass jener „Heldentod“ in anderem Kontext – nicht bei der Abdankung oder im Nachruf, sondern im Privatgespräch – gerade nicht als ein „Fallen“, sondern als ein „Verrecken“ angesprochen wird und auch effektiv beschreibend zur Darstellung kommt.

Unsere Hinweise zur Wortfeldsemantik zeigen zugleich, in welcher Weise der vorliegende Band die Rede von Sterbenarrativen prinzipiell ins Spiel bringt: Die Kategorie wird nicht als eine schon ausgearbeitete präsentiert (womöglich einschließlich eines umfassenden materialen Verzeichnisses historisch und/oder gegenwärtig dominierender Narrative).<sup>22</sup> Die Thematisierung bewegt sie sich vielmehr im Vorfeld eines konzeptionellen Entwurfs. Es wird ausgelotet, wie die Kategorie des Sterbenarrativs überhaupt gefasst und im Verbindung mit korrelativen Begriffen (v.a. dem der Sterbeerzählung) produktiv im Vokabular der interdisziplinären Lebensendforschung installiert werden könnte. Die angestellten Überlegungen sollen nicht zuletzt auch dazu einladen zu prüfen, welche etablierten Kategorien der Forschung (sei sie narrationsbezogen oder nicht) allenfalls auch in einem spezifisch verstandenen Sinn als Sterbenarrative reformulierbar sind.

## 5. Zu den Beiträgen

---

<sup>20</sup> Wir schlagen diese Begrifflichkeit vor als hermeneutisch unverfänglichere Alternative zu Weisgerbers Rede von einer „objektiven“ und einer „subjektiven Seite“ (ebd., 184 f.). Und wenn Weisgerber über die Unterscheidung des zweiten und dritten Rings hinaus auch feststellt, dass der dritte (relationale) „[n]och viel reicher“ sei als der (deskriptive) zweite, so gibt dies Anlass, auch in der Sphäre der Sterbenarrative quantitative Erwägungen anzustellen.

<sup>21</sup> Vgl. die oben anhand des Buñuels-Beispiels angedeutete Verschachtelung primärer, sekundärer und tertiärer Narrative bzw. den Beitrag von Andreas Mauz, XXX–XXX. Eine analoge Differenz lässt sich auch machen in Bereich der Sterbeerzählungen, etwa anhand einer Unterscheidung der *präsentativen* von der *reflexiven* Sterbeerzählung (ebd., XXX–XXX).

<sup>22</sup> Man vergleiche diesbezüglich aber Simon Peng-Kellers abschließenden Beitrag, seine Hinweise auf Allan Kellehears Identifikation von sieben bestimmenden Narrativen (XXX–XXX).

Der einleitende Aufsatz von *Andreas Mauz* (Theologie/Literaturwissenschaft, Zürich) gilt dem Vokabular der narrationsbezogenen Lebensendforschung. Nach der Exposition einiger narratologischer Grundkonzepte verfolgt er zwei Interessen: Zunächst formuliert er Beobachtungen zur Erzähl-Begrifflichkeit ausgewählter Forschungsbeiträge und zeigt, dass sich ein offensiverer Rekurs auf das Instrumentarium der Erzähltheorie im interdisziplinären Diskurs als produktiv erweisen kann. In einem zweiten Teil diskutiert er die Begriffe der „Sterbeerzählung“ und des „Sterbenarrativs“ und macht Vorschläge, wie sie, nuanciert aufeinander bezogen, als Basisvokabular der narrationsbezogenen Lebensendforschung fungieren und weiter ausdifferenziert werden können.

*Emil Angehrn* (Philosophie, Basel) erkundet in seinem Beitrag aus philosophischer Perspektive die Möglichkeiten und Grenzen einer erzählerischen Annäherung an das eigene Lebensende. Als Ausgangspunkt dient die Beobachtung, dass das Erzählen des eigenen Lebens ein ursprüngliches Bedürfnis des Menschen darstellt. Im Versuch der erzählerischen Einholung gelebten Lebens sieht Angehrn zwei zu unterscheidende Motive am Werk: zum einen die Sehnsucht, das Vergangene durch Vergegenwärtigung zurückzuholen und im erinnernden Zurückgehen selbst gegenwärtig werden, zum anderen das Begehren, sich im Ganzen seiner Existenz einzuholen und im Vergehen der Zeit ganz zu werden.

*Tobias Klauk und Tilmann Köppe* (Literaturwissenschaft, Göttingen) nehmen erneut eine narratologische Perspektive ein, allerdings mit einem wesentlich spezifischeren Fokus. Ihre systematische Beschäftigung mit nichtfiktionalen Sterbeerzählungen gilt primär deren Funktionalität – den Funktionen, die sich spezifisch dem Erzählcharakter der Erzählungen verdanken. Um diese bestimmen zu können, diskutieren die Autoren die Eigenschaften prototypischer Erzählungen, u.a. die Differenz offener und geschlossener Plots und die Kategorie der „narrative closure“, die leserseitig für den Eindruck eines geschlossenen Plots sorgt.

Der Narratologe *Christian Klein* (Literaturwissenschaft, Wuppertal) widmet sich in seinem Beitrag den Sterbedarstellungen im Erfolgsgenre der Biographie. Er führt zunächst ein in einige Grundbegriffe der Biographietheorie und notiert eine überraschende Unterbelichtung der entscheidenden biographischen Zäsur des Todes. Anhand ausgewählter Biographien demonstriert Klein dann verschiedene einschlägige Mittel biographischen Erzählens – etwa die „Rhetorik der Intimisierung“ oder die Etablierung handlungs- und verständnisleitender Kategorien, die den Lebenslauf einschließlich des Lebensendes strukturieren (Hindenburg: „der geborene Soldat“). Am Beispiel des Sterbens Heines demonstriert Klein einige Differenzen der populären und der wissenschaftlichen Biographie und warnt u.a. vor dem Kurzschluss, von der Nutzung gemeinhin der fiktionalen Literatur vorbehaltener Ausdrucksmittel auf eine Unzuverlässigkeit des prinzipiell faktualen Genres zu schließen.

Als Medium für alles ist das Internet auch ein Ort vielfältiger Verhandlung des Lebensendes. *Arnulf Deppermann* (Linguistik/Gesprächsanalyse, Mannheim) wendet sich einer Ausprägung solcher multimedialen Erzählungen zu: den Selbstzeugnissen terminaler Krebspatientinnen und -patienten. Sein Interesse gilt u.a. den Videobotschaften Brittany Maynards, die im US-amerikanischen Kontext der erfolgreichen Kampagne für ein *Right-to-die* von erster Bedeutung waren. Deppermann unterscheidet „zukunfts offene Narrationen“ von „Narrationen im Angesicht des Todes“ und arbeitet heraus, welche divergierenden Muster erkennbar werden, wie die Selektion und Bewertung von Ereignissen ausfällt, wenn der Ausgang unklar oder aber mehr weniger genau terminierbar ist. Nicht

zuletzt wird auch deutlich, wie die Text- und die Bildebene in diesen Fällen zusammen-spielen und welche sozialpsychologische Bedeutung diesen Erzählungen als „Bewältigungsressourcen“ zukommt.

Der Suizid stellt im Spektrum der Todesarten einen besonderen Fall dar. *Brigitte Boothe und Dragica Stix* (Psychologie, Zürich) widmen sich diesem anhand von Abschiedsbriefen von Suizidenten. Wie sie zeigen, ist es auch in diesem Fall aufschlussreich, auf die Erzähl-logiken solcher Zeugnisse zu achten. Über die Beschäftigung mit zeitgenössischen Quel-len aus dem Kanton Luzern wie mit Abschiedsbriefen berühmter historischer Selbstmör-der gelangen die Autorinnen zum Vorschlag, diese Briefe als „narrative Entwürfe einer dreifachen Grenzsetzung“ zu charakterisieren: Die Verfasser etablieren eine Grenze des Lebens, sie stellen Diskontinuität her; sie nehmen an der Grenze eine positive und/oder negative biographische Evaluation vor, und sie imaginieren an der Grenze etwas jenseits ihrer – sei dies eine „Erlösung“ der eigenen Person, seien es Anweisungen zum Umgang mit der eigenen Hinterlassenschaft.

Der Beitrag von *Franziska Pilgram-Frühauf* (Spiritual Care/Literaturwissenschaft, Zürich), der autobiographische Texte von Menschen mit Demenz untersucht, erfüllt im vorlie-genden Zusammenhang insofern die Funktion einer Grenzbestimmung, als die unter-suchten Texte von Menschen verfasst wurden, die nicht im engeren Sinne am Ende ihres Lebens stehen. Doch sehen sie sich mit einem Abschied konfrontiert, der in vielerlei Hin-sicht dem Sterben gleicht. Wie Menschen am Lebensende ringen Demenzbetroffene in ihrem autobiografischen Schreiben mit dem Ende ihrer Lebensgeschichte. Schreibend am Ende der rekonstruierten Lebenslinien anzukommen, kann in drastischer Weise die Auswirkungen der Krankheit bewusst machen und Trauer und Verzweiflung aufbrechen lassen.

Das Interesse *Walter Leschs* (Theologie/Ethik, Louvain) richtet sich auf Fälle eines Vo-raus-Erzählens des eigenen Todes. Dass diese Ausprägung besondere Aufmerksamkeit verdient, liegt nicht nur bei krankheits- oder altersbedingter Todesnähe auf der Hand. Auch jenseits dieser akuten Kontexte gilt, dass diese Erzählungen „zum hermeneuti-schen Schlüssel für die Deutung eines Lebens [werden], das von Anfang an die Signatur der Endlichkeit trägt“. Lesch widmet sich denn zunächst ausführlich verschiedenen kon-kreten prospektiven Sterbeerzählungen. Erst dann fragt er – ausdrücklich verweisend auf die „Grenzen eines rein deskriptiv-analytischen Zugangs“ – nach dem spezifischen Beitrag zur theologischen und ethischen Urteilsbildung in Fragen des Lebensendes. Was hat die Theologie, die Gott als „Herrn über die Zeit“ denkt, etwa von einer filmischen Fiktion zu lernen, in der die Menschen durch die plötzliche Kenntnis ihres Todeszeit-punkts die Möglichkeit haben, ihre Lebensgestaltung an diesem Termin auszurichten?

Der Beitrag *Michael Coors'* (Theologie/Ethik, Hannover) gilt den ethischen Implikationen von Narrativen eines „guten Sterbens“. Seine Überlegungen sind auch jenseits dieses disziplinären Fragehorizonts wertvoll, weil er klar formuliert, was er unter Narrativen (oder, wie er auch sagt, „narrativen Schemata“) versteht und in welchem Verhältnisse diese zu anderen kommunikativen Kategorien stehen: „Narrative Schemata bzw. Narra-tive nehmen eine vermittelnde Stellung zwischen konkreten Einzelerzählungen und abs-trakten Begriffen ein.“ Orientiert am philosophischen Modell einer „narrativen Identi-tät“ identifiziert er innerhalb der aktuellen Ethikdebatte verschiedene Spielarten des narrativen Schemas des „guten Sterbens“, dessen Imperativ lautet: „Das Sterben soll so erzählt werden können, dass die sterbende Person möglichst lange das handelnde Sub-jekt der Erzählung über das Sterben ist [...]“. Diese werden kritisch diskutiert und

abgeglichen mit dem alternativen – auch christlichen – „Narrativ der Feindlichkeit von Sterben und Tod“ bzw. dem „Narrativ des Beistehens“.

Mit Blick auf heutige Ideale eines guten Sterbens setzt sich *Nina Streeck* (Spiritual Care/Ethik, Zürich) kritisch mit der Vorstellung auseinander, es sei wünschenswert, dass sich Leben und Sterben zu einer kohärenten Geschichte fügen. Ihr materialer Ausgangspunkt bildet ein Essay des Journalisten Udo Reiters, der für die aktive Sterbehilfe warb und seinem durch Krebs bedrohten Leben selbst ein Ende setzte. Im Rekurs auf Beiträge zur narrativen Ethik arbeitet Streeck heraus, dass es wenig zur Klärung moralphilosophischer Fragestellungen am Lebensende beiträgt, narrative Kohärenz als normatives Kriterium für ein gutes Sterben stark zu machen. Ihre Argumentation läuft darauf hinaus, dass sich die Orientierung am Kohärenzkriterium leicht in eine Überforderung des Sterbenden transformieren kann.

Der Beitrag *Wolfgang Drechsels* (Praktische Theologie, Heidelberg) nähert sich dem Thema aus der Perspektive klinischer Seelsorge. Terminologisch geht der Autor insofern eigene Wege, als er „Sterbenarrative“ mit „Sterbeerzählungen“ gleichsetzt und zwischen „Narrativität erster, zweiter und dritter Ordnung“ unterscheidet. Die zwei letzteren differenzieren das von uns weiter oben entworfene Verständnis von Sterbenarrativen als typisierbaren Grundformen. Diese prägen wiederum das konkrete Erzählen, das Drechsel als Narrativität „erster Ordnung“ beschreibt und an Beispielen aus der klinikseelsorglichen Praxis veranschaulicht.

Der vorliegende Band ist nicht zuletzt ein Beitrag zu jenem interdisziplinären Forschungs- und Lehrgebiet, das sich in den letzten drei Jahrzehnten im Rahmen der *Medical Humanities* als *Narrative Medicine* etablierte. Wir hatten vermutet, dass die Reflexion auf Sterbeerzählungen und Sterbenarrative in diesem Bereich eine zentrale Rolle spielen. *Walter Bruchhausen* (Medizingeschichte/Medizinethik, Bonn) arbeitet jedoch heraus, dass das Erzählen am und vom Lebensende in den genannten Feldern bisher, von Ausnahmen abgesehen, eher marginal behandelt wurde. Die besondere Qualität von Sterbeerzählungen fügt sich nicht ohne weiteres zu den Krankheits- und Heilungserzählungen, die den medizinischen Alltag bestimmen.

Eine Ausnahme bildet diesbezüglich das von *Heike Gudat Keller* (Palliativmedizin, Arlesheim) beforschte Gebiet der Palliative Care. Die von Gudat Keller im Rahmen einer grossen Interviewstudie befragten palliativen Patienten erzählen *nolens volens* am Lebensende, auch wenn sich ihre Erzählungen nicht zwingend um dieses drehen. Dass es mündliche Formen des Erzählens sind, die von Gudat Keller untersucht werden, bedeutet für das Gesamtprofil des vorliegenden Bandes eine wichtige Ergänzung. Der Adressatenbezug, die kommunikative Funktion und die Ko-Konstruktivität des Erzählens werden mit Blick auf den palliativmedizinischen Kontext herausgearbeitet.

Der Schlussbeitrag von *Simon Peng-Keller* (Spiritual Care/Theologie, Zürich) bündelt wichtige Themenstränge hinsichtlich der Frage, inwiefern sich die ursprüngliche Intention, konkrete Sterbeerzählungen auf die sie formenden Sterbenarrative zu untersuchen, als fruchtbar erwiesen hat. Vor dem Hintergrund der eben resümierten Perspektiven wird das deskriptive und kritische Potential des leitenden Konzepts befragt und der eingangs eingeführte Merkmalskatalog überprüft und differenziert. Das Nachdenken über den Sinn des Erzählens am Lebensende mündet schließlich in eine kritische

Revision der von Allan Kellehear vertretenden These, der Sinn des Erzählens am Lebensende sei „letztlich“ die Suche nach dessen letztem Sinn.<sup>23</sup>

---

<sup>23</sup> Zu den Ergebnissen unseres Projektes gehört, nebst vorliegendem Band, auch das Heft „Sterben/Erzählen“ der *Hermeneutischen Blätter* (2/2016). Es bietet einerseits Interpretationen unterschiedlichster Sterbenarrative und -erzählungen, andererseits aber auch einige Primärtexte. In Vorbereitung ist zudem die Publikation *Vom Sterben erzählen. Sechs Essays*, hg. v. Andreas Mauz und Simon Peng-Keller.